

# Ekstase im engen Zimmer

## Zu Leben und Dichtung von Emily Dickinson

Von Ulrike Frenkel

Sie brachte den größtmöglichen Abstand zwischen sich und die Welt, um aus dieser sicheren Entfernung immer präziser zu erfassen, was das sein könnte – Leben. Und es ist kein Zufall, dass eines ihrer schönsten und durchsichtigsten Gedichte von der Erschaffung eines Mikrokosmos handelt. **„To make a prairie it takes a clover and a bee, / one clover, and a bee, / and revery. / The revery alone will do, / if bees are few“**, schrieb Emily Dickinson, und wie das heute noch klingt und schwingt und bezaubert, als seien ihre Worte frisch und neu und nicht über einhundert-fünfzig Jahre alt, kann man seit kurzem nicht nur mit dem inneren Ohr, sondern zweisprachig auf einer CD hören, etwa das Wiese-Gedicht in der Übersetzung: **„Für eine Wiese braucht es Klee und Bienen, / je eins von ihnen, / und Träumerei. / Die Träumerei tut's auch allein, / bei wenig Bienen.“**

Rund siebzig weitere Gedichte liest die amerikanische Schauspielerin Julika Jenkins auf Englisch und Deutsch, ganz ruhig der Schönheit der Worte in beiden Sprachen nachspürend, sie spielt Musik ohne Instrumentierung, aus Luft und Gedanken verfertigt. Das wunderbare Hörbuch folgt der Neuübersetzung von Dickinsons Gedichten durch Gunhild Kübler und öffnet, mehr noch als diese manchmal zu gediegene, insgesamt mutige Kraftanstrengung, einen Zugang zu einem schwierigen, eigenartigen dichterischen Werk, das seinen Weg in die Öffentlichkeit sehr langsam gefunden hat.

Nicht ohne Grund: Die am 10. Dezember 1830 geborene Emily Dickinson schrieb ihre Lyrik hauptsächlich für die Schreibtischschublade; sie war klug genug, auf Ruhm in der Nachwelt statt in ihrer Epoche zu hoffen, für die sie viel zu modern arbeitete: Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts dachte und dichtete man gemeinhin nicht so wie die Rechtsanwalts-tochter, nicht in Amherst/Massachusetts und schon gar nicht als Frau. Außerdem verbarg nach ihrem frühen Tod infolge eines Nierenleidens im Mai 1886 eine schwierige Editions-geschichte zeitweise mehr von Emily Dickinsons Kunst, als sie enthüllte – Familienmitglieder und Freunde bearbeiteten ihre Gedichte teilweise, veröffentlichten sie verstümmelt und entschärfte. Erst 1955 erschien in den USA eine kritische Gesamt-ausgabe ihrer Werke in drei Bänden, die allen bekannten Manuskripten in unveränderter Form folgte und neues Interesse an der unkonventionellen Lyrikerin weckte; im deutschen Sprachraum, wo sich seither rund ein Dutzend Dickinson-Ausgaben finden, nahm sich unter anderem Paul Celan der Übersetzung ihrer Verse an.

Nicht nur er hielt die Anmut ihres bildlichem Denkens für einzigartig. Dabei hätte zu ihren Lebzeiten fast niemand der als sonderbar geltenden Frau eine literarische Karriere zugetraut. Zwar wurde das zweite von drei Kindern der calvinistischen Familie in klassischer Literatur, Latein, Geschichte, Religion, Mathematik und Biologie unterrichtet, denn man hielt etwas auf Bildung bei den Dickinsons. Der politisch bei

den Konservativen aktive Vater war unter anderem Schatzmeister des Amherst College, das der Großvater mitbegründet hatte. Im Alter von siebzehn Jahren aber brach die übersensible junge Frau, deren Mutter chronisch krank war („Ich hatte nie eine Mutter“, sollte sie später schreiben), ihre Schullaufbahn ab, die weiteren neununddreißig Lebensjahre verbrachte Emily Dickinson in ihrem Geburtshaus „The Homestead“ in der kleinen Universitätsstadt, sie zog sich immer mehr zurück, bis sie wie Rapunzel im Märchen nur noch aus ihrem Zimmer im zweiten Stock Körbe mit Ingwerbrot für die Kinder im Garten herunterließ.

Sie begann früh zu schreiben, Briefe zunächst, die sie „die bessere Form des Schweigens“ nannte, und von Anfang der 1850er Jahre an dann mehrere hundert Gedichte, ihre „Briefe an die Welt“. Wie aus dem schüchternen, lebhaften, früh durch hohe Intelligenz, Sprachwitz und Schlagfertigkeit aufgefallenen Mädchen die „Eremitin von Amherst“ wurde, lässt sich heute nicht mehr herausfinden. Man weiß, dass ihre Leidenschaft ursprünglich der Botanik galt – ihr riesiges, im Kindes- und Jugendalter angelegtes Herbarium wird inzwischen in Harvard verwahrt –, dass sie in jungen Jahren intensive, ihre häufig weiblichen Gegenüber bis aufs Äußerste fordernde Freundschaften pflegte, dass sie früh einige Menschen verlor, denen sie nahe gestanden hatte. **„I never lost as much but twice – / And that was in the sod. / Twice have I stood a beggar / Before the door of God!“**, dichtete sie, **„Schon zweimal nahm das Grab mir / So viel wie nie zuvor. / Schon zweimal stand ich bettelnd / Vor Gottes Himmelstor“**.

Emily Dickinsons zurückgezogenes Leben zwischen Backofen und Blumengarten ist längst ein Mythos geworden, zu weit scheint es entfernt von ihrem glasklaren, unerschrocken sich selbst erforschenden Denken und Dichten über Glaube, Liebe und Macht, über Einsamkeit und Verlust, über Blumen und Tiere und über die Schönheit. Zu stark scheint auch der Widerspruch zwischen der strengen, fast klösterlichen Struktur ihres stillen Lebens und der implodierenden Gewalt ihrer Sprache, ihrer Bilder, ihrer Reime, die einen großen Teil der Innovationen der literarischen Moderne vorweggenommen haben. Dunkel liest sich das manchmal auf den ersten Blick, man meint nicht zu verstehen, und dann bricht plötzlich ein möglicher Sinn durch, wie ein Sonnenstrahl durch eine Wolkenwand, oft um sich gleich wieder zu verbergen. Woher kam diese Poesie?

Die einzige von Emily Dickinson erhaltene Fotografie zeigt eine großäugige Siebzehnjährige in dunklem Kleid, mit ernstem Gesichtsausdruck und leicht spöttisch geschürzten Lippen – in diesem Alter pflegte sie noch gesellschaftliche Kontakte, bevor sie wachsendes Misstrauen gegenüber der lügenhaften Identitätskonstruktion aus Religion und Status in ihrer Umgebung erfasste, wo der Tod allgegenwärtig war,



wo die tiefen Gräben des Bürgerkrieges sich zwischen den Menschen auftaten, wo über Abschaffung der Sklaverei und über einen harten, strengen Gott debattiert wurde. „**I'm nobody! Who are you?/Are you – Nobody – too?/Then there's a pair of us! /Don't tell! They'd advertise – you know**“, schrieb sie auf eines ihrer zahllosen Blätter, die sie zu sogenannten „Fascicles“, kleinen Heften zusammennähte, auf Deutsch: „**Niemand bin ich! Und Du?/Ein Niemand – noch dazu?/Dann sind wir zwei im Land! /Still! Gleich wird man bekannt!**“ Später hat sie sich fast ganz in ihr Bewusstsein zurückgezogen und durchaus mit Witz dessen Grenzen ausgelotet, sie hat sich beinahe unsichtbar gemacht in ihren letzten Lebensjahren, trug nur noch Weiß und sprach mit Gästen durch verschlossene Türen. War es die Angst vor der einem normalen, bürgerlichen Frauenleben drohenden Langeweile gewesen, die sie in diese scheinbar freiwillige innere Einsamkeit getrieben hatte? War es das Zurückschrecken vor der Hingabe an einen anderen, vor einer möglichen Unterwerfung der eigenen Willensstärke in einer Ehe, gar mit Kindern? „**For each extatic instant /We must an anguish pay /In keen and quivering ratio /To the extasy**“, schrieb sie in jungen Jahren. „**Für jede Sekunde Extase /Bezahlen wir mit Angst/Heiß bebend in dem Maße /Unsres Überschwangs**“, übersetzt Gunhild Kübler diese Sätze, die von Emily Dickinsons innerem Aufruhr, ihren maßlosen, hier zumindest durch ein Versmaß gezähmten Gefühlen zeugen. Richteten sie sich an einen bestimmten Menschen, an den Reverend Charles Wadsworth etwa, der enormen Einfluss auf ihr Denken gehabt haben soll und auf dessen Abreise an die Westküste sie mit

Bei: - o o o o  
 He - lio  
 202, 2  
 M, o o o o o o  
 o o o o o o  
 o o o o o o

Dickinsons letzte Zeilen  
an T. W. Higginson

einer Flut von herzerreißenden Liebesgedichten antwortete? Es gibt noch weitere Adressaten von Emily Dickinsons im Fiktiven verharrenden Empfindungen: Master nennt sie einen Herrn immer wieder, ganz wie die Dichterkollegin Charlotte Brontë im fernen England ihren früheren Mentor aus einem Mädchenpensionat. Aber vielleicht war da gar niemand Bestimmtes, vielleicht wusste die weise Jungfer aus Amherst ja instinktiv, dass kein Mann ihrer Heftigkeit gewachsen sein würde, ihrem ekstatischen Wesen, das noch in den engen vier Wänden Grund zum Überschwang fand? Thomas Wentworth Higginson jedenfalls, mit dem sie lange korrespondierte, berichtete über seinen einzigen Besuch an seine Frau: „Ich habe noch nie jemanden getroffen, der meine Kraft so beansprucht hat. Ich bin froh, nicht in ihrer Nähe zu leben.“

„Ihre unerhörte Sprache, ihr intim unpersönlicher Ton, der unerschrockene Geist, der zu Ende denkt und über das Ende hinaus“, so schreibt Uda Strätling, die unter dem Titel *Wilde Nächte* eine Auswahl von Dickinsons Briefen übersetzt und herausgegeben hat, „beeindrucken noch 120 Jahre nach ihrem Tod.“ Der Dichter und Übersetzer Jürgen Muck hat mit „unabgelenkter Aufmerksamkeit“ eine lange, ihr zugeschriebene Rede verfasst: „Die Welt hat aus mir ein Kind gemacht“, lautet seine kluge Überschrift. In Emily Dickinsons Briefen ebenso wie in ihren Gedichten lässt sich noch so manches Aufmerksamkeit weckende und Verstörende entdecken, aus der Introspektion geschaffene Mikrokosmen, gefunden nahe beim wilden Herzen und in eine Form überführt, die aus einer älteren Zeit stammt: den wundervollen Zauberspruch, der heilt und verwandelt, durch die Sprache allein. //

Zum Weiterlesen:

Emily Dickinson, **Gedichte**. Neu übersetzt von Gunhild Kübler. Englisch-deutsch. C. Hanser, München 2006. 45 Euro

**Wilde Nächte**. Ein Leben in Briefen. Ausgewählt und übersetzt von Uda Strätling. S. Fischer, Frankfurt 2006. 24,90 Euro

**Gedichte**. Englisch und deutsch. Gelesen von Julika Jenkins. Kein&Aber Verlag, Zürich 2007. 16,90 Euro

Jürgen Muck, **Unabgelenkte Aufmerksamkeit. Dickinson, O'Connor und ich**. Verlag Ulrich Keicher. Warmbronn 2005. 10 Euro

Ulrike Frenkel, Jahrgang 1962, ist freie Journalistin und lebt mit ihrer Familie südlich von München.